

Befreiung der Leistung

● Begriffe entwickeln sich, sie haben eine Geschichte. Wir alle prägen die Bedeutung von Wörtern – individuell im Kleinen und gesellschaftlich im Großen. Nina Verheyen, Historikerin und Soziologin in Köln, erschließt in *Die Erfindung der Leistung* die Geschichte eines der zentralen Begriffe unserer Gesellschaft.

In den ersten Kapiteln beschreibt die Autorin die psychische und soziale Wirkung konkreter Auffassungen von Leistung. Dabei ruft sie dem Leser einerseits Alltagserfahrungen ins Bewusstsein, etwa die Koppelung des Selbstwertgefühls an Leistung. Andererseits beschreibt sie, wie in verschiedenen Lebensbereichen eindimensionale Deutungen von Leistung dazu dienten und dienen, Menschen zu hierarchisieren.

Anschließend zeichnet Verheyen die Evolution des Leistungsbegriffs vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis heute nach. Diese ist vielgestaltig und durch Ambivalenzen gekennzeichnet: Zum Beispiel korrelieren Vorbehalte des Bürgertums gegenüber persönlichem Ehrgeiz mit dem bürgerlichen Bildungsbegriff. Dieser zielt darauf, sich selbst zu vervollkommen, und nicht auf die ehrgeizgetriebene „einseitige Optimierung bestimmter Fähigkeiten“. Zugleich lässt sich die bürgerliche Skepsis „auch als Kritik an sozialen Aufsteigern lesen, die ... sich kräftig anstrengten, um ... beruflich nach oben zu kommen“.

Verheyen verleiht ihren historischen Analysen durch Beispiele Klarheit. Wie ein roter Faden durchzieht eine zentrale Schlussfolgerung das Buch: Das konventionelle Leistungsverständnis, „das eine Leistung einer einzigen Person wie eine objektive Größe zuordnet“, blendet den Anteil anderer Menschen aus. Was auch immer wir erreichen, basiere auf Voraussetzungen, die wir anderen verdanken. Trotz dieser Schwäche, „vielleicht auch gerade deswegen, nämlich aus Hilflosigkeit, wird der pure ökonomische Erfolg immer häufiger als zentraler Indikator verwendet für das, was als Leistung gilt.“

Wer etwas an dieser irreführenden Individualisierung von Leistung sowie ihrer ökonomischen Verengung ändern wolle, sei nicht machtlos. Wir könnten Leistung neu erfinden, wie die Geschichte des Begriffs zeige. Bürger um das Jahr 1800 ar-

beiteten manchmal nur halbtags, verbrachten viel Zeit mit ihren Kindern, gingen spazieren und engagierten sich wohlütig. „Dabei nahmen sie durchaus für sich in Anspruch, etwas zu leisten. Sie leisteten einander zum Beispiel Gesellschaft.“ Wie wohl unser Alltag aussähe, wenn wir Leistung als „anererkennungswürdiges Handeln“ definieren würden?

Das Buch ist verständlich geschrieben, nur manchmal sind Sätze zu lang oder Wiederholungen zu umfangreich. Und Naturwissenschaftlerinnen werden kurz innehalten, wenn sie zum Beispiel „Arbeit als Leistung pro Zeit“ lesen. Diese vereinzelt Schwächen ändern nichts daran, dass das Buch uneingeschränkt zu empfehlen ist. Es macht Mut und bereitet Lesefreude!

Markus Seidl-Nigsch,
Feldkirch, Österreich

Die Erfindung der Leistung. Von Nina Verheyen. Hanser-Verlag, Berlin, 2018. 256 Seiten, geb. 23 Euro.
ISBN 978-3-446-25687-3

Noble Chemie

● Das Buch *Wenn die Chemie stimmt* aus der Reihe „Nobel und die Folgen“ des Verlags Bückle & Böhm will mehrere Dinge auf einmal: Die Chemienobelpreisträger vorstellen, die Entwicklung der Chemie der letzten 120 Jahre nachzeichnen – und das auf fachlicher und gesellschaftlicher Ebene –, Wissen über Chemie vermitteln und spannende Geschichten erzählen. Obwohl sich die Autorinnen damit viel vorgenommen haben, funktioniert das überraschend gut: Die Nobelpreise bieten das Gerüst, entlang dem sich der Erzähl- und Erklärstrang hangelt – mal eher nach Art eines Lehrbuchs, dann wie-

der biografisch oder wissenschaftshistorisch, mal reflektierend, etwa in mehreren eingeschobenen Essays.

Die subjektiven Elemente machen auch den Charme des Buchs aus, etwa die Liste der Autorinnen mit ihren 25 Lieblingslaureaten (und ein paar Nichtlaureaten). Auf Platz 5 steht zum Beispiel Alfred Werner, weil „er aus Nichts ein riesiges Labor aufbaute und abgesehen davon der größte Anorganiker überhaupt war“. Nicht so gut weg kommt Linus Pauling, weil er „wohl die MO-Theorie nicht mochte“. Tja, Pauling war, wie man heute sagen würde: meinungsstark. Er mochte Vitamine, aber keine Quasikristalle und auch keine Atomwaffentests.

Mit etwas mehr als 200 Seiten eignet sich das Buch gut als Reiselektüre, auch auf dem Nachttisch zum häppchenweisen Lesen macht es sich gut. Ein Anhang mit weiterführender Literatur, einem ausführlichen Glossar, Personen- und Autorenregister sowie der Liste aller Chemienobelpreisträger rundet den Band ab. Wer das Buch vor allem zum Selbstoptimieren nutzen will und scharf auf den Nobelpreis ist, dem sei der Essay „Zehn Strategien zum Erfolg“ empfohlen (gut versteckt im letzten Drittel des Buchs, aber über das ausführliche Inhaltsverzeichnis doch leicht zu finden). Alle zehn Strategien erfüllte übrigens, so die Autorinnen, Fred Sanger mustergültig. Kein Wunder, dass er den Chemienobelpreis gleich zweimal bekam.

Christian Remenyi, Frankfurt

Wenn die Chemie stimmt. Die Fortschritte einer Wissenschaft im Spiegel der Nobelpreise. Von Doris Fischer-Henningsen und Roswitha Harrer. Bückle & Böhm, Regensburg, 2018. 287 Seiten, geb. 22,90 Euro.
ISBN 978-3-941530-14-0

